

Kar verbindlich gemacht und daß eine stichbare Scheidung zwischen der sozialdemokratischen Partei und den übrigen Parteien geschehen werde. Wir hoffen, daß das Centrum diese Notwendigkeit nicht leugnen wird.

Spanien hat bisher 80,000 Manufakturwaren in Deutschland für den Verkauf auf Stube angekauft. Der Reichsminister erhielt einen Brief von Marquill Martinus Campos, in dem dieser über die Leistungen der Gewehre gegenüber entscheidet sein erklärt, was für die deutsche Industrie nur schmeichelhaft sein kann.

Ein Berliner Biederblätter meldet, daß Ende Oktober die **Anarchisten aller Länder** eine Zusammenkunft abhalten wollen und zwar hauptsächlich in Spanien, auf Veranlassen des aus Berlin geflüchteten früheren Buchdruckers Wilhelm Berner. Man wolle sich über eine gemeinshaftliche Propaganda verständigen und eine Unterstützungsliste gründen.

Wichtigstellung

Die Konzepte Korresp. enthält in ihrer heute vorliegenden Nummer nachfolgende parteiöffentliche Erklärung.
In der Sache mit von verschiedenen Seiten ein von 'Vorwärts' veröffentlichter Brief, der die Unterdrückung des Herrn Doktorprogr. a. D. Störter trägt, gegen die konfessionelle Partei ausgebeutet. Dies geschieht ohne jede Berechtigung. Der Störter-Brief ist — seine Anfechtung vorausgesetzt — rein privater Natur. Die konfessionelle Partei hat damit schon aus dem Grunde nichts zu tun, weil — wie oben bemerkt, der sich um politische Dinge kümmert, wissen muß, daß die konfessionelle Politik zu der Zeit, aus welcher das erwähnte Schreiben stammt, eine den darin enthaltenen Ansichten völlig entgegengegriffen gewesen und bis zu der gegen die Konfessionellen erfolgten Demonstration der Parteien abgeschlossen ist.
Es muß demnach aus den Redaktionen der ernsthaften politischen Presse bekannt sein, daß die in dem neuerdings veröffentlichten Briefe Störter herorgehobene persönliche Stellungnahme von der konfessionellen Partei stets mißbilligt worden ist, und daß unsere Partei mit der in jenem Brief empfohlenen Taktik nie etwas zu tun gehabt hat. Es entspricht keineswegs der Gerechtigkeit, wenn einzelne Blätter aus dem Störter-Briefe, der noch von einer früheren, abgeschlossenen Periode angehört, politische Karikall gegen die konfessionelle Partei schlagen. Es ist zum mindesten unmoralisch, der konfessionellen Partei die Aufstellung eines Eingehens, die von der Partei niemals gestellt, sondern rücksichtslos mißbilligt worden ist, zur Last zu legen.

Solche Unterstellungen können nicht entschieden genug zurückgewiesen werden, zumal dieselben auch auf die gegenwärtigen Verhältnisse in veränderlicher Weise angewandt werden. So unterliegt sich der 'Hamburger Korrespondenz' gegen die konfessionelle Partei in folgender Weise zu erklären:
So das (Störter-) Schreiben, an dessen Echtheit schwerlich Zweifel gestattet wird. Wir geben solche um so weniger, als wir wissen, daß dieselbe zufällig, diejenigen Männer, wie sie Herr Störter hier gegen den Fürsten Bismarck anführt, einige Jahre früher mit Erfolg gegen den Grafen Caprivi in Szene gesetzt worden sind. Und auch jetzt, unter dem Reichspräsidenten Fürsten Bismarck, fehlt es nicht an Anzeichen, daß das gleiche Spiel versucht werden soll, allerdings von Seiten, die nicht bei Störter in der Schule zu erben brauchen."

Wir erlauben uns, das obige polemische Anschuldigungen auf die konfessionelle Partei keinerlei Bezug haben. Der 'Hamburger Korrespondenz' wird sich der Verschärfung, sich deutlicher auszudrücken, nicht entschließen dürfen, wozu er nicht den Anleihen erwehren will, als habe er gründliche Überlegungen — vielleicht lediglich aus Emissionenbedürfnis — in die Welt gesetzt.

Ausland

Die Audienz des Fürsten Bismarck beim Kaiser. Der Kaiser empfing gestern Vormittag 11½ Uhr den Reichspräsidenten Fürsten zu Solms-Liebau in längerer Audienz. Darauf wurde dem Fürsten auch von der Kaiserin Alexandra Fedorowna eine Audienz gegeben. Nachmittags 4 Uhr erhielt der deutsche Reichskanzler den Besuch des Ministers des auswärtigen Fürsten Ledenowitsch-Sokoloff. Um 7½ Uhr begann das Diner beim Fürsten Ledenowitsch-Sokoloff im Garten des Reichskanzlers, zu welchem unter anderen hohen Würdenträgern erschienen waren der deutsche Reichspräsident Fürst zu Wied, Ministerpräsident Graf von Limburg Baron Lodovick, Minister des Innern Durnowo und der Adjunkt des Ministers des auswärtigen Schafarin.

Die Kaisermanöver in Stettin.

Geiern früh 7½ Uhr bezog sich Kaiser Wilhelm mit dem Kaiser von Österreich und dem König von Sachsen in die Manövergierung scharf bewachten Quelle löschten, dann darf er bürstig in Coolgardie eintreffen, um dort 1. M. oder mehr für die Gallone Trinkwasser zu erlegen, das insofern vor dem Genuß filtriert werden muß. Auch die Reinigung hat einen Brunnen anlegen lassen: er liefert ein wenig schlechtes Brunnwasser, das man für 10 Pf. pro Gallone bekommen kann. Man kann sich vorstellen, wenn ein Luxus unter diesen Umständen keine Wünsche ist, nun stelle man sich tollends die Schwierigkeit vor, Golo zu wuschen ohne Wasser. In Californien und anderen Goldländern stehen unterirdische, zum Teil in meilenlangen Bohrdringungen vor dem Ort geführte Wasserfassern zur Verfügung, durch deren Anrruß der goldhaltige Boden gerieben und ausgeleimt wird — in Westaustralien ist kaum Trinkwasser vorhanden. Bei Coolgardie würden Wasserfassern, wie sie in den kalifornischen hydrobalischen Goldbergwerken einen Zentner Golo wuschen, mehr als 10 Ztr. Gold — kosten. Man ist also fast ganz auf die Pöde angewiesen oder auf das hier und da geübte Wachen mit Pressluft, was Alles liegt in dem jugendfröhlichen Boden Golo genug liefert, aber dieser Maßnahme übrig läßt die ein späterer hydrobalischer Bergbau noch mit solchalem Gewinn mehr verarbeiten können. Denn die Zahl der rhinomanischen Tunde von Zehntausenden pflanzt gemeinsam kurz zu wässern, wenn ihrer Zahl auch recht noch an Würdenhöhe freist. Einige dieser Glückseligen habe ich erwähnt, in einem anderen Falle soll bei Londonberg eine halbe Tonne Erz für 540,000 Mark Golo enthalten haben. Steinklumpen von 40 Pfund sollen 20 Pfund Golo (27,000 Mark) enthalten haben; in 14 Tagen fand ein Einzelfeld für 24,000 Mark, in 20 Tagen fanden 3 andere für 48,000 Mark Golo, und in den Dambadfeldern sollen sich ausgedehnte Quarzgebirge befinden, die auf jede Tonne Gestein 8,000 Mark Golo enthalten. Das nebenbei laufende, die unglücklich suchen, am Wohlverdienen darben müßen, ist endlich und die feile Regiererschmung solcher Glückseligkeitsstunden. Sicher bleibt bei alledem, daß die westaustralischen Goldfelder die Goldproduktion der Erde, die nach immer im Steigen begriffen ist, noch weiter in dieser Richtung befördert werden. Unser Planet muß 1883 für 500 Millionen Mark Golo abgeben, 1886 für 430, 1889 für 500 Millionen, 1893 werden es 600 Millionen, nun werden die Goldmassen von Coolgardie das Tempo weiter beschleunigen lassen.

gebilde. Die gestern unter Befehl des Kaisers stehende Säultruppe erreichte alsbald den Angriff gegen die Nordarmee, welche übertrieben den Feind gegen die Ober zu drängen suchte. Die 6. Division ging über Beiglow und Klein-Steinendorf, die 5. Division über Schmelminnen und Garow auf Wandelow gegen den linken Flügel der Nordarmee, während die erste Garde-Brigade und eine Abteilung der Kavallerie des IX. Korps eingetroffene Kavallerie-Division auf Pommeln auf Wandelow rückte, die 2. Garde-Division auf Lebzin markierte und die Gardeartillerie-Division den linken Flügel der Südararmee deckte. Die Nordarmee stand mit dem II. Armeekorps in einer Stellung Kadettin Brunnings Garow mit der 18. Division und der Korpsartillerie des IX. Korps halbwegs zwischen Agrib und Sadowitz in veränderter Stellung. Die 17. Division hielt in einem Regiment den Sothenhof Wald besetzt und ging übrigens um 8 Uhr mit harter Seitendehung gegen Strow vor. Die Kavallerie-Division A hielt zur Verhütung des sonnenanbrechenden Gevrients des IX. Korps halbwegs zwischen Schwennow und Lebeh.

Auf der ganzen Linie führte Se. Majestät die Säultruppe zum Siege. Die Abtheilung der Nordarmee, den Gegner gegen die Ober zu drängen, wurde vollständig vertrieben und die Nordarmee selbst schon frühzeitig mit 4 ten Entstellungen verdrängt. Manetsch trat mit der Übernahme des Sothenhofes Waldes durch das Kaiser-Franz-Garde-Gründungs-Regiment ein hervortragendes militärisches Schauspiel. Bereits um 10½ Uhr war gegenständig der Sieg der Südararmee entschieden. Es wurde bald gebieten, nach kurzer Pause aber der Kampf nochmals aufgenommen, der auch den verbliebenen Parteien des Nordheeres großes niedergebunden wurde und die Südararmee beim Abzugs des Mannberges sehr weit vorgezogen wurde. Kaiser Wilhelm hielt sich fortgesetzt in der Gegend zwischen dem Gadevooos und dem dritten Corps auf. Der Kaiser von Österreich zeigte sich, seinen Standpunkt wiederholt wechselnd, auf den veränderten Punkten des Manöverfeldes und folgte, wie der König von Sachsen, dem Verlauf des Kampfes mit größtem Interesse.

Ueber den Verlauf des Manövers liegt folgende Meldung vor: Die von der Südararmee beabsichtigte Umfassung des feindlichen linken Flügels, der dem fünften und letzten Division des II. Armeekorps gebildet wurde, gelang nach einem verlustreichen Kampfe. Das Vorgehen der zweiten Garde-Division von Madense in der Richtung auf Sothenhof war Anfangs erfolglos und gelang erst, als es durch das wirksame Feuer der abziehenden auf den Bomeller Höhe aufgefahrenden V. Division, von dem Kaiser von Österreich unterstützt wurde. Die Nord-Armee ging bis zur Linie Schwennow Glombessee anrück, wo sie halten mußte, da die Trains, welche in den moorigen Wegen nur langsam fortkommen konnten, die rückwärtigen Verbindungen verstopften. Die Südararmee folgte bis zur Linie Gerberow nach dem gewissermaßen das Oberkommando der Nord-Armee und wird dieselbe morgen gegen die Südararmee führen.

Kaiser Wilhelm verließ dem Reichspräsidenten von Gaggenitz das Großfürst der Nothen-Abordnungs und dem Reichspräsidenten von Gaggenitz die Nothen-Abordnungs. Von dem Kaiser von Österreich abhelfen, Hofkriegsrats-Secretär des Großfürsten des Großfürstendens; Oberhofmarschall Graf von Galenburz die Brillanten zum Großkreuz des Leopold-Ordens; Kriegsminister General der Infanterie Kronart von Schellenfoss das Großkreuz des Stephans-Ordens; Ober des Staatskanzlers, Minister der Geheimrat Dr. von Luccano eine mit Brillanten besetzte Dose mit dem Portrait des Kaisers von Österreich.

Abends um 7 Uhr fand im königlichen Schlosse Diner statt, zu welchem sich Kaiser Franz Josef bereit um 6½ Uhr empfangen hatte, alsbald von Se. Majestät dem Kaiser Wilhelm empfangen und herzlich begrüßt wurde, dessen sich Kaiser Wilhelm nach dem Kaiser von Österreich und dem König von Sachsen. Es waren 30 Gedeck ausgelegt.

Aus Nah und Fern.

Im **Wroblek** erkrankt. Die Vergamantung Sandlo in Schorley ließ ihnen 4 Jahre alten Sohn auf kurze Zeit in der Schule allein, in der ein Trug mit angelegtem Wroblek fand. Der Vater ist während der Abwesenheit der Mutter in denselben hineingefallen, ohne daß es ihm gelungen wäre, sich von der lebigen Mutter zu befreien. Das Kind war nicht verletzt, als die Mutter in das Zimmer zurückkehrte.

Zuchtsverurteilung in Weim. Ein im Pfandarbeitersfall zu Weim brach eine Revolte aus, weil einige Anstalten mit Arbeit bestrahlt werden sollten, was die Arbeiter nicht dulden wollten. Eine Kommando-Verurteilung wurde ausgesprochen.

Beitrag des Fürsten Bismarck. Der Fürst Bismarck hat ein großes Geldstück von 30,000 Mark dem Kaiser in Anwesenheit des Kaisers zu Weim überreicht. Das Geldstück ist ein Auftragsstück, das der Kaiser dem Fürsten Bismarck als Geschenk für sein 50-jähriges Jubiläum geschenkt hat.

Die Weigerung des Erzherzogs Bistanz. Es ist bekannt, dass der Erzherzog Bistanz die Weigerung hat, ein Mitglied der Kaiserlichen Familie zu werden, was der Kaiser sehr bedauert hat.

Die Cholera in Indien. Die Cholera hat sich in Indien wieder verbreitet und hat viele Tote verursacht. Die Regierung hat Maßnahmen ergriffen, um die Ausbreitung der Krankheit zu verhindern.

französischer Gendarm nahm ihn fest, schickte ihn jedoch, nachdem er sich legitimiert hatte, sofort wieder über die Grenze zurück.
Ein **Sourenstrom** zwischen zwei Wälfen hat in Frankreich bei Suttart mit einem Mord geendet. Der Wälfe Sohn geleitet Nacht, daß ihm das Wasser ausblieb. Er fandte aber seine Anrede nach der Art verlegener, und wurde, um nachzuforschen, ob der Wälfe der letztere, wie das schon öfter vorkam, ihm wieder das Wasser abgibt habe. Es verhielt sich in der That so und die Beiden zogen deshalb die Ralle. Nun schoß der Sohn des Wälfers der Neumühle, wie der letztere selbst nach dem Beiden. Der Zeigige Wälfer-Nacht sturzte aus Hölzberg wurde am ersten Schuß tödtlich getroffen und lag bald darauf da. Die Leiche lag unter dem Arm in die Lunge gedrungen war. Der andere Anreht wurde nicht verlegt. Der Mörder und sein Vater wurden gefangenommen.

Gerichtszeitung.

— **Damburg, 11. September.** Das Schöffengericht verhandelt heute die Anklage gegen die Verbreiter der falschen **Damburger Cholera-Notiz** im August d. J. Der Staatsanwalt beantragt gegen den Korrektor Stengel vom Damburger Allgemeinen Anzeiger als einzigen Verbreiter der Notiz 6 Wochen, gegen den Korrektor Grunewald vom 'Berliner Tageblatt' ebenfalls sechs Wochen, gegen Herr, Anhaber eines Berliner Korrespondenzbüros 5 Wochen und gegen Frau Schab vom 'Holländer Anzeiger' vier Wochen Haft, Strafen mit 150 M. Geldstrafe, 2 Wochen Haft, Schab wurde freigesprochen. Welter hätte wurde die Verhandlung ausgesetzt, weil er nicht erschienen war.

Berene und Verfammlungen.

Brüssel, 11. Sept. Der landwirthschaftliche Kongreß nahm die Anträge der Sectionen betreffend vorbeugende Maßregeln gegen die Tuberkulose, die Pest und die Lungenentzündung an. Er wurde ein Antrag von Hoard (Frankreich) angenommen, in welchem ausgesprochen wird, daß die systematische Anwendung des Malfins die sicherste Mittel ist, um ein Verhindern der Pestansteckung zu erreichen, und daß die systematische Anwendung des Malfins eine Prophylaxe gegen die Tuberkulose vorschreibt. Die Bestimmung wurde nach dem Entwurf einer internationalen Sanitäts-Convention zur Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten und Genesung endlich ableiten von den Sectionen ausgehenderen Bündnisse.

Hannover, 11. September. Die Theilnehmer an der Hauptversammlung der Evangelischen Kirchen in Hannover trafen heute Morgen im alten Rathaus; von hier begaben sie sich in feierlichem Zuge nach der Marktplatz, woselbst sie unter Glockenschall und dem Klänge des Volkschlores anlangten. Der Zug eröffnete die Stadtgesellschaft im Dorn, darauf folgten die Orgelisten, unter dem Vorsteher der Kirchenmusik, der Herr Prediger Dr. Schmalzer, der Präsident des Landes-Konventionen der Provinz Hannover, Herr Dr. Senf, und Herr Dr. Senf. Der Zug schloß sich die übrigen Geistlichen an. Die Feierlichkeit hielt Ober-Konventionarials Rehelms-Dresden. Nach Beendigung des Festgottesdienstes fand die gesellschaftliche Sitzung in der Residenz-Stadt statt. Nach Beendigung der Versammlung wurde dem Konventionen Dr. Friedländer, Herr Dr. Senf, Dampfer-Geizig den Jahresbericht, welcher eine fortgeschrittene Entwicklung der Vereinsthätigkeit feststellt. Die Beiliegungen an der Verammlung war eine außerordentlich große.

Auf das an seine Majestät gerichtete Jubiläumsgedächtnis ist die nachfolgende Antwort erwidert:
Seine Majestät der Kaiser und Königin haben sich freuen, daß die 48. Kaiserjahrfeier des Kaisers Wilhelm II. mit dem Fest der Vereinigung des Ostpreußen Reichs mit dem Reich verbunden ist. Die Kaiserin, Königin und der Kaiser haben sich sehr freuen, daß die 48. Kaiserjahrfeier des Kaisers Wilhelm II. mit dem Fest der Vereinigung des Ostpreußen Reichs mit dem Reich verbunden ist. Die Kaiserin, Königin und der Kaiser haben sich sehr freuen, daß die 48. Kaiserjahrfeier des Kaisers Wilhelm II. mit dem Fest der Vereinigung des Ostpreußen Reichs mit dem Reich verbunden ist.

VI. Hauptversammlung des Provinzialvereins des Evangelischen Bundes.

Der heutige zweite und hauptsächlichste Tag der Provinzialversammlung des Evangelischen Bundes in Hannover fand heute Morgen im alten Rathaus; von hier begaben sie sich in feierlichem Zuge nach der Marktplatz, woselbst sie unter Glockenschall und dem Klänge des Volkschlores anlangten. Der Zug eröffnete die Stadtgesellschaft im Dorn, darauf folgten die Orgelisten, unter dem Vorsteher der Kirchenmusik, der Herr Prediger Dr. Schmalzer, der Präsident des Landes-Konventionen der Provinz Hannover, Herr Dr. Senf, und Herr Dr. Senf. Der Zug schloß sich die übrigen Geistlichen an. Die Feierlichkeit hielt Ober-Konventionarials Rehelms-Dresden. Nach Beendigung des Festgottesdienstes fand die gesellschaftliche Sitzung in der Residenz-Stadt statt. Nach Beendigung der Versammlung wurde dem Konventionen Dr. Friedländer, Herr Dr. Senf, Dampfer-Geizig den Jahresbericht, welcher eine fortgeschrittene Entwicklung der Vereinsthätigkeit feststellt. Die Beiliegungen an der Verammlung war eine außerordentlich große.

Die eigentliche Hauptversammlung wurde am Montag, dem 11. September, im großen Saal des Rathauses abgehalten. Der Vorsitz führte Herr Dr. Senf. Die Versammlung wurde eröffnet durch Herrn Dr. Senf, der den Inhalt des Jahresberichts vortrug. Der Bericht wurde mit großer Aufmerksamkeit angehört. Die Versammlung beschloß, die Hauptversammlung für den nächsten Jahr in Hannover abzuhalten. Die Versammlung beschloß auch, die Ausgaben für den nächsten Jahr zu beschließen. Die Versammlung beschloß, die Ausgaben für den nächsten Jahr zu beschließen. Die Versammlung beschloß, die Ausgaben für den nächsten Jahr zu beschließen.



(Nachdruck verboten.)

Irrwege.

25) Original-Roman von H. Erlin.

Räthe war jäh erschrocken stehen geblieben und sah dem Maler voll in's Gesicht. „Mister Glover todt?“ murmelte sie tonlos und Thränen glänzten in ihren Augen. „Wie lieb ich den alten Mann gewonnen hatte, obwohl ich ihn nur einmal gesehen und gesprochen hatte . . . er war so edel, so gütig! Und nun hab' ich ihn nicht einmal Adieu sagen können! Stand ich ja selbst so nahe am Rande des Grabes. Sie haben viel mit Mister Glover verloren, Herr Jaffe.“

„Ja, das ist wohl wahr, meinte der Maler Begeh mit leise vibrierender Stimme und veranlaßte Räthe, den Weg fortzusetzen, „ich beklage und betraure meinen edlen Gönner von ganzem Herzen! Ich weiß, daß ich ihm unendlich viel Dank schulde. Aber offen gestanden, Fräulein Räthe, die Jugend denkt nun einmal anders, als das Alter; nun, und — doch das ist ja jetzt Nebensache. Nur eins sage ich Ihnen: Hätte ich Mister Glover nie kennen gelernt, wäre ich das geblieben, was ich einstens war, hätte ich mir heute vielleicht schon eine bescheidene, aber selbstständige Lebensstellung erworben, wäre ein solider Ehemann geworden und vielleicht auch glücklich! So aber . . . sagen Sie selbst, Fräulein Räthe, was bin ich jetzt, wenn mich mein Gönner in seinem Testamente, welches erst in einigen Tagen geöffnet werden kann, nicht bedacht hat?“

„Ach was Sie nicht bedacht haben! Wen denn sonst?“ meinte Räthe.

„Nun, nun, sagen wir das nicht so sicher,“ protestirte Winolf. „Mister Glover hatte allerdings auf der ganzen Welt keinen Menschen, der ihm näher gestanden hätte als ich; aber er war ein Sonderling. Man könnt' es von ihm erwarten, daß er sein enormes Vermögen ebenso gut Ihnen oder einer Stiftung, wie mir vermachte hätte. Uebrigens, sein Testament hat er erst vor Kurzem aufgesetzt; gerade, als ob er's geahnt hätte, daß sein Ende nahte. Dabei machte er so seltsame Anbeutungen! Er sprach auch oft von Ihnen, Räthchen, er hatte Sie in's Herz geschlossen.“

„Der arme alte Herr — ruhe er sanft!“ Räthe schwieg eine Weile ergriffen, dann sagte sie plötzlich lebhaft:

„Und wenn Sie nun doch den ganzen Reichthum Mister Glover's geerbt hätten, Herr Jaffe, was thäten Sie dann? Wären Sie dann ganz zufrieden?“

„Dann — dann —“ der Maler athmete tief auf, seine Nasenflügel blähten sich in heftiger Erregung und in seinen Augen funkelte es wild verlangend auf — „dann — ja, dann hätte ich noch einen Wunsch! Dann möcht' ich Alles, was ich besäße, einem heißgeliebten Wesen zu Füßen legen und sprechen: Komm', theile Du mit mir, denn ich bete Dich an! Sie wissen's, wen ich meine, Räthchen!“ Er beugte sich leicht zu ihr niedere und versuchte es, ihr in die Augen zu sehen; aber sie wandt: den Kopf weg und entgegnete leise, mit zitternder Stimme „Ich verstehe Sie nicht!“

„Ah bah, weil Sie's nicht wollen,“ war seine gereizte Antwort. „Mögl'ich hemmte er seine Schritte. „Selbst wenn ich Ihnen sagte, daß Sie's sind, daß ich Ihnen Alles zu Füßen legen möchte, was ich besäße, würden Sie mich nicht verstehen wollen —“

„Nein“, fiel Sie ihm schneidend ins Wort und die Rötze des Anmuthes färbte ihre Wangen, „weil ich's nicht darf! Ich bin verlobt — das wissen Sie. Wenn auch mein Bräutigam weit fort von mir weilt, so gehört er immerhin zu mir und ich gehöre zu ihm!“

Winolf Jaffe war bis in die Lippen erbleicht und einen schnellen fast drohenden Blick auf Räthe werfend, murmelte er zwischen den Zähnen: „Und ich nehme den Kampf mit Ihrem fernen Geliebten auf, Fräulein Räthe! Wir wollen doch sehen, ob die Macht des Geldes —“

„Erst etwas haben,“ spottete Räthe. „Uebrigens, was bei rechtigt Sie eigentlich dazu, in diesem Tone zu mir zu reden, Herr Jaffe?“

„Ich weiß, daß ich Ihnen nicht gleichgiltig bin,“ entgegnete er mit cynischem Lächeln. „Sie sind sich dessen vielleicht selbst nicht einmal bewußt —“

„Ich finde, Sie sind arrogant, Herr Jaffe!“

Er zuckte die Achseln. „Mögl'ich, aber ich spreche die Wahrheit! Sie kennen die Liebe in der That noch nicht. Sie lieben nur die Liebe an und für sich, nicht aber eine bestimmte Person. Das ist einseitig, Fräulein Räthe, und das Halbe verdient nicht den Namen des Ganzen!“

Räthe schauerte wie fiebernd zusammen.

„Was ist Ihnen?“ fragte der Maler besorgt.

„Es ist so kalt heute,“ lassen Sie uns dort um jene Ecke biegen, dann bin ich gleich zu Hause.“

Als Räthe endlich wieder ihr Heim betrat, erwartete sie eine Unglücksbotschaft, denn Frau Berkow hatte soeben die nieder-schmetternde Nachricht erhalten, daß ein Theil ihres kleinen, noch bei Lebzeiten ihres Mannes ersparten Capitals, welches an letzter Hypothekensstelle auf ein auswärtiges Grundstück eingetragener gewesen war, bei der Versteigerung des Hauses ausgefallen sei. Frau Berkow war untröstlich. Wegen Räthe's Krankheit hatte sie sich nicht so recht um ihre Geldangelegenheit bekümmern können und nun war es zu spät. Das sauer ersparte Geld war verloren! Sie konnte es immer noch nicht fassen und glauben.

Aus Räthe's Reize nach Thüringen konnte nun natürlich nichts werden. Wdah mußte mehr als früher nähern und sticken, während das Zimmer Edgar von Salten's wieder ein fremder Herr bezog. Nur so konnte der sich fühlbar machende Zinsverlust einigermaßen gedeckt werden.

Doch mußte Räthe jetzt häufig über Geldmangel klagen hören, und wie ein Vornwurf lastete es dabei auf ihrer Seele.

Trotz alledem ließ sie den Muth nicht sinken, weil sie auf ihren Bräutigam hoffte, bis eines Tages auch diese Zuversicht durch einen Brief folgenden Inhaltes vernichtet wurde:

„Mein Räthchen, mein Alles!

Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich entweder gar nicht mehr oder ich weile noch unendlich ferner als jetzt von Dir. Erspare mir, Dir die Noth und das Glend zu schildern, die die Einwanderer, die mit himmelanstürmenden Hoffnungen Amerika betreten, hier empfangen. Laß es Dir genügen; ich habe alles Glend, was nur ein Mensch erfahren kann, bis auf die Reize durchkostet und immer noch nicht genug davon. Hungernd, sehnlichstkrank, von Heimweh verzehrt, habe ich unendlich oft, ohne ein Obdach zu haben, auf freier Straße gelegen und flehend, daß Gott mir den Tod geben möge, meine Hände zum sonnigen blauen Himmel Mexikos emporgestreckt. Aber umsonst ich mußte leben. Ich will ja auch leben und kämpfen um Dich, Geliebte. Du bist ja so edel, so viel besser als ich und bist es werth, daß ich Dich mit den Schweißtropfen harter Arbeit dem Schicksal abrinne. Aber beten lernt man hier nicht nur, mein Kind, nein, man lernt auch fluchen und toben. Fluchen den Eltern, die einem das Leben gegeben haben und die einem doch das Glück des Lebens nicht gönnen! Fluchen den Geldprozen, die auf ihren Gelbläden sitzen und die Unglücklichen wie räudige Hunde von sich stoßen! Oh, hier in Amerika lernt man viel und wem es drüben bei Euch zu wohl wäre, soll hierherkommen! Den Eleganten der vornehmen Welt würde der Sport um ein Stückchen Brod schon zu gönnen! Ha — wie bitter ich zu reden vermag! Ist's vielleicht das blaue Blut, das in meinen Adern so schäumt und kocht? Es wird schon roth werden mit der Zeit! Hier giebt's nichts vom Adel, hier gilt nur Arbeit und immer wieder Arbeit! Und der vornehme Herr von Salten von drüben war hier schon Steineslopper, Schuhputzer, Pferdebesitzer, Kutcher — Alles, Alles war ich schon! Schämt Du Dich nicht, mein Räthchen, einem Arbeiter die

...und nicht zu werden zu werden? Das nicht, nein. Du Engel
liebst mich so und bleibst mir treu. Aber warum schreibst
Du nicht? Noch keine Zeile von Dir erhielt ich, so oft ich
auch schon beim Konsulat anfragte. Was heißt das? Bist
Du denn krank? Oder haben mich Gott und die Menschen
verlassen — und auch Du, mein Rätchen?

Es wird Zeit, mit großen Hoffnungen betrat ich dies
Land; aber so bald, so bald wurden sie zu Schanden:
ich fand keine Stellung, Alles ist so überfüllt, und mein Name
meine Bildung helfen mir nicht viel, denn hier gilt, wie ich
schon sagte, nur Arbeit. Zu allem Unglück vernahm ich
auch bald nach meiner Ankunft in Mexiko, daß der mir
bekannte Konsul vor Kurzem das Zeitliche gesegnet hatte;
so war ich nun ohne Protektion und mußte mir, wie bisher
mein Brod als gewöhnlicher Tagelöhner verdienen — ja,
mein Rätchen, der Kampf ums Dasein ist hart. Jetzt aber
habe ich den Entschluß gefaßt, weiter nach Kalifornien zu
gehen, weil ich Aussicht habe, in den Goldminen Kaliforniens
eine gute Stellung als Grubenarbeiter zu erhalten. Ich
werde die Reise größtentheils zu Fuß machen müssen, da ich
für unnütze Ausgaben kein Geld übrig habe! Ob ich jemals
Kalifornien erreiche, steht in Gottes Hand — mein Weg ist
weit und gefährlich. Ich sage Dir dies für alle Fälle,
mein Herz, und bitte Dich, wenn Du in einem Vierteljahre
keinen Brief von mir hast, mich als gestorben und verloren
zu beweinen. Du warst mein letzter Gedanke! Und jetzt
blicke ich auf zur herrlichen Sonne, die Dir, wie mir gleich
zärtlich scheint, die ihre Strahlen auf Deine wie auf meine
Thaten sendet, die wir Beide gemein haben und lägen auch
zehn Meere zwischen uns. Möchte die Sonne Dir oft alle
meine Grüße bringen, möchte sie Dir sagen können, mein
Rätchen, daß ich Dich anbetet! Sonne, erhabene Sonne,
vor Dir sinke ich in den Staub, laß Du Deine Strahlen
auf meinem Grabe ruhen, wenn ich es in der Fremde finden
solte, damit doch etwas aus der Heimath bei mir ist! Und
solte ich mein Rätchen nicht wiedersehen, so wünschte ich,
daß sie einstmals so schön und klar, wie Du am Abend

untergehest, ihr Dasein beschließen würde. Leuchte Du ihm
bis ins Herz hinein, daß es ewig dem Heimathlosen, dem
Fremdling im fernen Amerika seine Liebe und Treue be-
wahrt. Und nun leb' wohl, mein Rätchen, leb' wohl!
Bill's Gott, nicht auf immer.

Dein Bräutigam."

Als Rätche den Brief gelesen hatte, schrie sie laut auf vor
Schmerz und reichte das Papier der Mutter. War's denn nur
möglich, daß ein Mensch soviel Unglück ertragen konnte, ohne zu
erliegen? Alles, alles kam zusammen und nirgendwo war ein
rettender Ausweg zu erblicken.

Frau Berkow indessen zuckte beim Lesen des Briefes mit
keiner Muskel; dann sagte sie in vorwurfsvollem Tone: „Warum
mußt Du auch gerade an so einen Menschen gettet sein? Es
ist eine Schande werth. Hättest Du jetzt einen Bräutigam, der
ein hübsches Vermögen oder eine ansehnliche Stellung besäße,
wären wir aus aller Noth heraus. So aber, mit dem Hunger-
leider da drüben in Amerika muß man sich schämen! Deine
Bekanntn, von denen sich eine nach der anderen verlobt, ver-
spottet Dich und das Ende vom Liede wird sein: Du bleibst
fiken! Ja, ich kann Dich dann nicht zeitweils ernähren. Wenn
Du jahrelang auf Deinen „Amerikaner“ warten willst — meinet-
wegen!“

Rätche hatte sich hoch aufgerichtet und stillschweigend den
Kopfschwall über sich ergehen lassen. Ihre Augen leuchteten un-
heimlich, ihre Zähne nagten erregt an den Lippen, während ihre
Hände haßig, als wollten sie ihn beschützen, nach dem Briefe
griffen, den Frau Berkow bei Seite gelegt hatte. Dann verließ
sie stolz und schweigend das Zimmer. Draußen aber murmelte
sie leidenschaftlich mit den Zähnen, daß es wie ein Zischen
klang: „Wenn ihr mich denn nicht verstehen wollt — gut! Ihr
sollt Gold und Glanz zu sehen bekommen — sollt es sehen —
sollt Euren Willen haben! Ich will mich nicht mehr demüthigen,
nicht mehr auslachen lassen! Und wenn mein Herz dabei brechen
sollte!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Wunderort der Azteken.

Der Rio Bravo, der Grenzfluß zwischen den Vereinigten
Staaten von Nordamerika und Mexiko, trennt nicht allein zu-
fälligerweise diese beiden Freistaaten, sondern er ist trotz seines
schlechten, leicht zu überschreitenden Bettes eine Scheidewand zwischen
zwei ganz verschiedenen Kulturländern. In dem einen herrscht
Aufklärung und Fortschritt auf jedem Gebiet; in dem anderen
findet man noch Zustände, die stark an die des Mittelalters er-
innern. Trotz Eisenbahnen und Telegraphen sind in Mexiko
bei Weitem nicht die Errungenschaften erzielt, die die Bewun-
derung jedes Besuchers der Vereinigten Staaten hervorgerufen.
Große Strecken des Landes sind heute nicht weiter entwickelt,
als vor drei Jahrhunderten; ein bedeutender Theil der Be-
völkerung ist in denselben Vorurtheilen befangen, wie damals.
Lange Reisen durch die von den Verkehrswegen der Neuzeit
noch nicht erschlossenen Theile des Landes, die ein Mitarbeiter
der „Post“ vor einigen Jahren zu manchen Gelegenheiten hatte,
haben ihm einen Einblick in die Zustände des Landes der alten
Azteken und die Lebensanschauung und Auffassung ihrer Nach-
kommen thun lassen. Wir entnehmen den Aufzeichnungen darüber
das Folgende:

Es war Dezember. Ein Theil der Bäume stand entlaubt
da. Aber die Wiesen klebten sich noch mit dem saftigen Grün.
Die Schmitter waren eifrig bemüht, die Luzerne auf den Feldern
die sich auf beiden Seiten der Landstraße, soweit das Auge
reichen konnte, ausdehnten, zu ernten. Warme Sonnenstrahlen
überflutheten die Gefilde und im Hintergrunde die prächtigen
Gebirgsketten mit den schneebedeckten Vulkanen. Der Nordländer
hätte geglaubt, es sei mitten im Sommer.

Wir befanden uns auf dem weiten Hochplateau, das die
alte Stadt Mexiko und die großen Seen umschließt. Dort
herrscht ewiger Frühling; denn selbst zwischen der Regen- und
der trockenen Zeit im Jahre ist, was die Wärme anlangt, kaum
ein nennenswerther Unterschied zu bemerken. Auf die kühlen
Nächte folgt stets ein warmer Tag. Höchstens mahnt das im
November fallende Laub einzelner Laubbäume, daß die Zeit der
Ruhe, des Winters hereindringt. Sonst geht der Wechsel der
Jahreszeiten fast spurlos vorüber.

Hurtig griffen unsere Pferde aus. Bald war das Ziel
unseres kurzen Rittes erreicht. Wir waren in den ersten Nach-

mittagsstunden von der Hauptstadt aufgebrochen, um dem kirch-
lichen Nationalfest der Mexikaner in benachbarten Guadalupe
de Hidalgo beizuwohnen. Das kleine Städtchen ist am Fuße
eines schroff aus der Ebene aufsteigenden Felsens gelegen. Er
ist der letzte eines langen Gebirgszuges, der Sierra de Tepen-
acac, die etwa eine Meile nördlich von der Stadt Mexiko be-
ginnend sich in nördlicher Richtung aus dem Hochthal erhebt.

Nachdem Cortez sich auf seinem Eroberungs- und Beute-
zug der Hauptstadt des Reiches Motecuhzomas, des alten Tenoch-
titlan, bemächtigt und dieses zerstört hatte, boten seine damals
noch mit immergrünen Eichen und dunklen Tannen bestandenen
Schluchten und Thäler den Indianern eine Zufluchtsstätte vor
den Verfolgungen der weißen, halbgerigen Krieger. Mit dem
Schwerte in der Hand waren die letzteren befreit, den christ-
lichen Glauben in den kaum unterworfenen Provinzen zu ver-
breiten. Der Fanatismus der geistlichen Ordensbrüder, die sich
ihnen angeschlossen hatten, kannte keine Mäßigkeit. Vor nichts
schreckten Priester und Soldat zurück, wenn es galt, ad majorem
Dei gloriam eine alte indianische Gemeinde zu zer Sprengen und
sich der oft unermeßlichen Schätze ihrer Tempel oder ihrer
Fürstenthümer zu bemächtigen. Trotz oder vielleicht wegen dieser
selbstmüthigen und unerbitterlichen Verfolgungen hatte der Be-
kehrungseifer der Spanier aber im ersten Jahrzehnt nur mäßigen
Erfolg gehabt.

Ein „Wunder“ sollte bald ihre Bestrebungen fördern. Es
war am 10. Dezember des Jahres 1531, als einem einfachen
Indianer, Namens Juan Diego, der kürzlich die Taufe em-
pfangen hatte, früh Morgens, als er aus den Bergen herunter-
kam, um in der Stadt Mexiko, die an der Stelle Tenochtitlans
entstanden war, die Messe zu hören, auf dem letzten Hügel die
heilige Jungfrau erschien. Sie befahl ihm, wie er später be-
richtete, zum Bischof Zumarraga in die Stadt zu eilen und ihr
zu veranlassen, ihr zu Ehren an dem Plage, wo Diego gerade
stand, eine Kapelle zu bauen. Dann warf sie ihm Blumen in
seine Zerape, sein mantelartiges Umhängetuch und verschwand.
Der Indianer that wie ihm geheißen. Als er aber seine düstige
Bürde vor dem Bischof ausbreiten wollte, da war auf der Zerape
das Bild der Mutter Gottes selbst zu sehen. Zumarraga hing
hing sie vorläufig in der Kathedrale auf und errichtete dann auf
dem Felsen, wo der Indianer die Wundererscheinung gehabt
hatte, eine Kapelle.

Die Kunde von der Gnade, die dem armen Diego zu Theil worden war, verbreitete sich schnell in den Bergen von Tepeyacac und dann durch das ganze Land. In Schaaren strömten nun die Nketen und die verwandten Stämme herbei, um die neue Lehre anzunehmen und statt zu ihrem grausam blutigen Menschenopfer heischenden Suisil-o-Pochitli fortan zum Christengott und seinem Heiligen zu beten, die solche Wunder wirken konnten.

Bald entstand am Fuße des Hügels, Guadalupe, auf dem an jenem Wintermorgen die heilige Jungfrau erschienen war, ein gewaltiger Dom. In ihm fand Diegos Zerave mit dem Wunderbild eine dauernde Stätte. Die Mutter Gottes aber wurde unter dem Namen „Nuestra Señora de Guadalupe“ die Schutzpatronin des ganzen Landes, und die kleine Stadt, die im Laufe der Jahrhunderte rings um das Gotteshaus entstanden ist, gilt unbestritten als der größte Wunderort im Lande der alten Nketen.

Der Dom ist das Nationalheiligtum Mexikos. Vor seinem Altar, über dem in breitem goldenen Rahmen unter schützendem Glas das Wunderbild hängt, verrichteten die spanischen Vicekönige ein Gebet und erflehten den Schutz der heiligen Jungfrau, ehe sie ihren feierlichen Einzug in die nahe Hauptstadt hielten. Ihr Abbild war es auch, das der Priesterjohann Hidalgo an sein Banner befestete, als er im Anfang dieses Jahrhunderts das Volk zum Kampf gegen die spanischen Unterdrücker aufrief. Das Vertrauen und die Zuversicht auf den endlichen Sieg, die seine Genossen trotz der vielfachen Mißerfolge im Streit um die Freiheit besetzten und endlich zum Ziele führten, wurden immer wieder durch den Anblick des Gnadenbildes wachgerufen, das ihnen als das Symbol alles Hohen und Herrlichen galt, das Mexiko je erreicht hatte und in Zukunft noch zu erreichen hoffte durfte. Daß jener Kampf Hidalgo und, nachdem dieser als Hochverräter erschossen worden war, seiner Nachfolger nach vielen Jahren dem Lande endlich die heiß ersehnte Befreiung vom spanischen Joch brachte, hat natürlich nur dazu beitragen können, den Nimbus zu erhöhen, den die Gestalt der Nuestra Señora de Guadalupe und ihr Gotteshaus auf dem letzten Ausläufer der Sierra de Tepeyacac umgab.

Schon auf dem Wege nach dem berühmten Ort bot sich unseren Blicken ein wunderliches Bild. In langen Schaaren pilgerten die Gläubigen nach dem heiligen Ort, dem Mexiko Mexikos, bald zu zweien oder dreien, bald in ganzen Gemeinden vereint. In letzterem Falle zog der Alkalde, der als Zeichen seiner Macht und Würde einen großen Stab trug, voran. Einer lief immer hinter dem anderen her. Es ist eine Eigentümlichkeit der Indianer, daß sie nicht nach der Art der Europäer neben einander gehen, sondern in oft langen Zügen in kurzem Hundetrapp sich fortbewegen, wobei der Hintere genau der Spur des Vordermanns folgt.

Mit Frau und Kindern hatten sich die Indianer auf den Weg gemacht. Die Kleinsten trug die Mutter in ihrem langen Schawl auf dem Rücken; die größeren mußten trippelnden Schrittes hinter den Eltern einherlaufen. Der Vater trug einen großen Korb auf dem Rücken, der die notwendigen Lebensmittel für eine Woche und noch länger enthielt. Alle waren barfuß; höchstens eine Sandale schützte den Fuß vor den spitzen Steinen der Landstraße. Der Kopf war mit einem breitrandigen Hut bedeckt, um die auch im Dezember recht warmen Strahlen der Tropenform abzuwehren.

An der einen Seite des Weges standen in kurzen Entfernungen von einander Heiligenbilder. Vor dem einen oder anderen machte dieser oder jener der Gläubigen Halt, um ein kurzes Gebet zu verrichten; es war ein besonderer Schutzpatron, dessen Segen er erflehte. Auf der anderen Seite liefen die Gleise der Pferde- oder richtiger der Maulthierbahn. Wagen auf Wagen war überfüllt. In ihnen hatten aber nicht die Gläubigen Platz genommen, die die Heiligkeit des Ortes nach dem nahen Guadalupe lockte; es waren vielmehr die Kinder der Welt, die Tanz und Spiel dort draußen zu finden hofften, lustige Kurzweil, um das Einerlei des täglichen Lebens zu kürzen.

Eben ritten wir in das Städtchen selbst ein. Neben uns langte auch ein Wagen der Tramway an. Noch waren nicht die ersten Passagiere ausgestiegen, da umlagerte ihn schon eine Gruppe schmutziger Indianer und zerlumpter Mexikaner. Diese breiteten eine Zerave auf dem Erdboden aus. Schnell waren drei alte, schmutzige Karten aus der Tasche gezogen und nun begann das Hazardiren. Kümmeblättchen würden wir es nennen. Der eine und andere von den Umstehenden wagte eine Befeta und — gewann. Es waren die Komplizen des Bauern-

fängers. Neugierig sahen die ankommenden Gäste dem Treiben zu. Es dauerte nicht lange, so fand sich ein Dummer, der einen Peso wagte und ihn natürlich verlor.

Bis zu den Stufen der Kirche hinauf war das unwürdige Treiben von Spielern und Dieben gebuldet. Am Eingang des Gotteshauses selbst saßen große Gruppen von Bettlern, die Niemand vorüberließen, ohne ihn um einige Geldmünzen zu erleichtern. Man erzählte uns, daß dieses heulustige, fahrende Volk alljährlich wiederkehrt und für die Geistlichkeit eine Quelle reicher Einnahmen bildet. Letztere mühten ihr eine Art von Steuer dafür zahlen, daß sie ihr faules Gewerbe im Schatten der Kirche treiben dürften und den ersten würde, wenn sie ihre Sünden in der Beichte gestanden hätten, auferlegt, den großen Theil ihres Raubes als Bußgeld zu opfern. Auch ein Zeichen, daß nicht Frömmigkeit und Herzensbedürfnis die braunen Indianer und gelben Mexikaner in die Kirche treibe, sondern Pietismus und krasser Aberglaube.

Wir hatten unsere Pferde in ein Wirthshaus an der Plaza, dem viereckigen, bäumebeschatteten Plage an dem auch der Dom selbst liegt, eingestellt. Langsam erreichten wir das Hauptportal des schönen und großen Gotteshauses. Wir traten in eine Art von Vorhalle ein. Wir sahen uns einem großen Steinbecken gegenüber, das rings mit einem schweren eisernen Gitter umgeben war. Ein natürlicher Quell, der dem Felsen hinter der Kirche entspringt und mit Geschick bis hierher geleitet ist, ergießt sein Wasser in jenes. Es ist als wunderwirkend berühmt. Seine Probe für die wir dem Wächter eine kleine Münze zahlen mußten, verrieth uns seinen Schwefelgehalt. Diesem Umstand mag er seinen Ruf verdanken. Jeder Wallfahrer hält es für ein Gebot heiliger Pflicht, von dem Wasser zu trinken. Während der zehn Feiertage, die das Guadalupefest dauert, genießen die meisten Duzende von Gläsern des überhöchenden Getränkes. Ist der eine oder andere mit einem Leiden behaftet, für das der Schwefelgehalt des Quells ein Heil- oder Linderungsmittel ist, so wird er den Erfolg unzweifelhaft seiner Wunderwirkung zuschreiben. Erkrankt dagegen jemand, was garnicht selten vorkommt, so erblickt das Volk darin die Strafe für nicht gebeichtete Sünden. So oder so: der Quell wirkt Wunder.

Nur noch mit Mühe war es möglich, einen Schritt weiter zu thun, so stark war schon das Gebränge der Frommen, die Einlaß in das Gotteshaus selbst verlangten, um ihr Gebet vor dem Altar des Herrn und der gnadenreichen Jungfrau von Guadalupe zu verrichten. Es war eine bunt zusammengewürfelte Menge, die uns umgab und langsam mit sich zog: Barfüßige Indianer in weißem baumwollenen Hemd und Hosen; in Lumpen gehüllte Frauen und von Schmutz starrende Kinder; Landleute in gelben, mit silbernen Knöpfen und Riemen geschmückten Lederanzügen; reizende Creolinnen, deren Kopf von einem leichten, schwarzen Schleier verhüllt ward, unter dem ihre dunklen Gluthaugen hervorblitzten; junge Aerzte und Advokaten in dem unvermeidlichen schwarzen Ueberrock und hohen, seidenen Hut; alle Klassen der Gesellschaft, alle Klassen und ihre vielfachen Mischungen waren vertreten.

Die Kirche selbst war überfüllt. Ein betäubender Duft, ein Gemisch von allen nur denkbaren und undenkbaaren Gerüchen, erfüllte das große, hohe Schiff der Kirche. Tausende von Lampen und Kerzen, die vor den zahllosen größeren und kleineren Altären brannten, trugen das Ihre dazu bei, die Hitze in dem Raum bis zur Unerträglichkeit zu steigern. Aber ihrer achteten die Gläubigen nicht. Andächtig brachten sie der Guadalupe ihre frommen Gaben dar; hier legten sie ein künstliches Bein oder eine Hand aus Silber nieder, dort nur eine dünne Kerze oder das Gelöbniß, übers Jahr eine Gabe mitzubringen. Ueberall aber sahen wir in sich zusammengefunken Gestalten, die ein inbrünstiges Gebet zu der wunderthätigen Schutzpatronin erhoben, daß sie sie erlösen möge von dem Uebel, das sie befallen, oder befreie von dem Leiden, das länger zu tragen sie nicht stark genug seien. Andere wieder knieten an den geheimnißvollen, hohen, starken Beichtstühlen, die in den vielen Kapellen aufgestellt waren, um das gefoltete Herz auszuwischen und Vergebung der Sünden zu erlangen. An dem Blick der meisten konnte man sehen, daß sie ihnen fast ausnahmslos zu Theil geworden war, denn Keiner kommt mit leeren Taschen oder ohne ein paar Geschenke, die den Schatz der allezeit bedürftigen Kirche zu füllen bestimmt sind.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Tigerjagd. Im Mündungsgebiet des Amu-Darja waren früher die Tiger so häufig, „wie in manchen Gouvernemen die Wölfe“. Dank energischer Verfolgung sind die Raubtiere jetzt dort seltener geworden, immerhin bilden noch einzelne Exemplare den Schrecken der Bewohner. So hatte in den letzten Monaten wieder ein Tiger in einigen Ansiedlungen am Flusse unter Vieh und Menschen großes Unheil angerichtet. Die Eingeborenen schilderten ihn als ein Thier von ungewöhnlicher Größe und Kraft. Drei russische Offiziere, bewährte Jäger, unternahmen es, den Räuber zu erlegen. Sie brachen am Nachmittage des 18. August, begleitet von mehreren Eingeborenen, in kleinen Booten von der Niederlassung Lisan-Abde auf, um im Amu-Delta den Feind zu erspähen. Endlich hatte die Fahrt ein Ende, und die Boote legten an einer kleinen Insel im Amu-Delta an, wo sich nach Aussage der Eingeborenen der Tiger aufhalten sollte. Stellenweise zeigte das Möhrich auch Spuren davon, daß ein großes Raubthier dort durchgebrochen sein mußte, sonst fand man aber keine Anzeichen dafür, ob der Gefürchtete auf der Insel sei oder nicht. Einer der Jäger sprang entschlossen ans Land, um das Raubthier aufzufuchen, während die anderen beiden die Insel umfahnen wollten, um nachzusehen, ob sich nicht am Ufer Beweise für den Aufenthalt des Tigers würden finden lassen. So verging fast eine Stunde, und die Sonne sank hinter den Berg-Anhöhen im Westen ins Meer. Schon befanden sich die beiden Jäger wieder an dem Punkte ihrer Ausfahrt, als sie zwei rasch aufeinander folgende Schüsse und ein kurzes Wuthgebrüll hörten, worauf wieder Stille eintrat. Sofort machten sie sich auf und gingen der Spur ihres Kameraden nach, welcher sie bei dem Dämmerlicht nur langsam folgen konnten, bis sie endlich in der Entfernung von ungefähr hundert Schritt ein verhaltenes Brüllen hörten, und zwischen den Dschungeln und Cypernestämmen ein Paar Feueraugen aufleuchten sahen. Fast gleichzeitig feuerten sie. Als sie überzeugt waren, daß ihre Schüsse das Raubthier tödlich getroffen haben mußten, drangen sie vorwärts und befanden sich alsbald auf dem Schauplatz, wo ihr Kamerad der regungslos und blutüberströmt am Boden lag, einen heißen Kampf ausgefochten hatte. Rechts vor ihnen lag ein mächtiger Königstiger, welchen der todt-wunde Kamerad durch die beiden ersten Schüsse zu Boden gestreckt hatte, links lag ein todtes Tigerweibchen mit zerquetschtem Hirnschädel und Unterkiefer und dicht daneben der kühne Schütze. Ihr erstes Werk war natürlich, dem Kameraden Hilfe zu Theil werden zu lassen, und so trugen sie ihn zu einem in der Nähe fließenden Duell, verbanden ihm die Wunden und riefen ihn allmählich zum Bewußtsein zurück. Nur langsam konnte sich der Schwerverwundete auf die Vorgänge besinnen, da ihn ein starker Blutverlust beträchtlich geschwächt hatte. Endlich aber fand er den Haden und erzählte kurz folgenden Verlauf seines Abenteuers: „Nachdem ich euch Beide verlassen hatte, drang ich, eine der frischesten Spuren verfolgend, ins Innere der Insel vor und hatte bald die Gewohnung sicherer Anzeichen, daß der Tiger in seinem Lager sein mußte. Nach etwa dreiviertelstündiger Wanderung merkte ich, daß mich das Raubthier in einem großen Bogen umkreiste, und ich beschloß, einen freien Platz aufzufuchen, um den Tiger zu stellen, da dieses im dichten Dschungelgebüsch geradezu unmöglich war, wenigstens einen sicheren Schutz vollkommen ausschloß. Bald gelangte ich denn auch auf diesen Platz, wohin mir der Tiger sehr bald folgte; kaum hatte ich mir die notwendigste Deckung gesucht, so trat er zwischen jenen beiden Cypern aus dem Möhrich, und in demselben Augenblicke — er stand etwa 40 Schritt vor mir — sahen ihn auch die beiden stahlgepanzerten Spitzkugeln im Schädel, so daß er in halbem Sprunge zusammenbrach. Oh! ich vorrat, wartete ich, um zu beobachten, ob das Thier noch ein Lebenszeichen von sich gebe und um mein Gewehr von Neuem zu laden. Zu meinem Entsetzen bemerkte ich, daß ich meine Patronen-tasche auf dem Marich hieher in den Dschungeln verloren haben mußte, und kaum hatte ich Zeit, mich nach einem Versteck umzusehen, als das Tigerweibchen mit wilden Sägen aus dem Möhrich brach, ein entsetzliches Gebrüll ausstieß und zum Sprung auf mich niederlauerete. Ich gab mich verloren, doch behielt ich alle meine Kaltblütigkeit und faßte meinen Gewehrlauf fester. Da fest das Thier an und springt in weitem Bogen, an 25 Fuß, auf mich zu. Ich führte einen verzweifelten Schlag nach dem Kopf des Thieres, fühle noch, wie mein Kolben splittert und ich zu Boden gerissen werde; da habe ich noch die Geistesgegenwart, meinen Dirschfänger zu ziehen und ein oder zwei verzweifte Stöcke nach dem mich zerfleischenden Thiere zu führen, dann schwanden mir die Sinne und ich erwachte erst in den Euren Armen.“ — Es stellte sich nun folgender interessanter Thatbestand heraus. Durch den Schlag mit dem Gewehrkolben hatte er dem Tigerweibchen den Unterkiefer zerquetscht und mit dem Dirschfänger ihm die Sehnen der rechten Läge zerschnitten. Hierdurch war er gerettet worden. Wenn auch das wüthende, von Schmerzen geplagte Thier verjagt hatte, sein Opfer nach Kräften zu zerfleischen, so war ihm das nur theilweise gelungen, da es nur seine linke Läge dazu benutzen konnte. Trotzdem hatte es dem Jäger das Fleisch vom rechten Schenkel bis auf den Knochen fortgerissen. Glücklicher Weise sind seine edlen Theile verletzt worden, und dürfte der tapfere Schütze in wenigen Wochen hergestellt sein. Der von ihm getödtete Tiger mißt vom Kopfe bis zur Schwanzwurzel 12½ Fuß, während das Weibchen nur 6½ Fuß Fuß lang war. Im Triumph wurden die

Jäger von den Ansiedlern am frühen Morgen in Booten von der Insel abgeholt und die Tiger mit Hurrahgeschrei durch die Ansiedlung getragen. Der erlegte Tiger war der 21. seiner Gattung, der dem tödtlichen Blei jenes unerschrockenen Lieutenants zum Opfer fiel.

Die Insel Robinsons. Wie die „Deutschen Nachrichten“ von Valparaiso berichten, sandte die chilenische Regierung vor Kurzem eine Kommission nach der etwa 700 Kilometer von Valparaiso liegenden Insel Juan Fernandez, um die Verhältnisse daselbst zu untersuchen und zu prüfen, wie die Insel wo Alexander Selkirk, der wirkliche Robinson, im vorigen Jahrhundert lebte, nutzbar zu machen sei. Diese Kommission hat vor allem konstatiert, daß die Bevölkerung, welche schon einmal 159 Personen betrug auf 29 Köpfe zurückgegangen ist. Die Verschlechterung der Arbeitsverhältnisse und der Verdienste haben die Kolonisten zur Auswanderung gebracht. Die Insel wurde früher weit öfter von Schiffen angelauten und besonders waren ihre Gewässer ein sehr besuchter Jagdgrund für die Walfischfänger. Mit dem allgemeinen Rückgang dieses Erwerbszweiges sind für die Bewohner der Insel mancherlei Vortheile weggefallen. Sie verkaufen somit an die Schiffe die Produkte der Insel oder verkaufen sie gegen Kleider, Wäpche, Werkzeug u. s. w. Der einzige Weg, um die beabachtete Kolonisation erfolgreich zu machen, wäre die Herstellung einer regelmäßigen Dampfer-Verbindung mit dem Festlande, die eben so sehr dem Absatz der Erzeugnisse der Insel an Natur- und Kulturprodukten, wie der Versorgung der Inselbewohner mit den mannigfaltigen Gebrauchsgegenständen, deren Bezug ihnen jetzt sehr erschwert ist, dienen würde. Auf der Insel hat die Firma Fond u. Ko. eine Konserven-Fabrik errichtet. Diese wäre einer bedeutenden Vergrößerung fähig, da die Früchte in Masse gedeihen. Die Insel hat nur einen Hafen, San Juan Baptista, von welchem man eine Fabrikstraße nach der entgegengesetzten Seite, wo sich ackerbaufähiges Land befindet, zu bauen gedachte. Nun ist aber das Terrain vom Hafen aus durchweg bergig, die Abhänge der sich bis zu 700 Meter erhebenden Berge sind außerordentlich steil, von tiefen Schluchten und Rinnen durchfurcht und mit beinahe undurchdringlichem Busch bedeckt. Der Bau der Straße wäre also mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden. Die zum Ackerbau geeigneten Ländereien sind zunächst bei der geringen Bedeutung der Kolonie noch nicht werthvoll genug, um solche Ausgaben zu rechtfertigen. Einen anderen Gesichtspunkt für die Ausbarmachung der Insel stellt dagegen der Bericht auf, indem er dieselbe als wichtigen strategischen Punkt für die Verteidigung der Küste Chiles bezeichnet. In der That könnte eine fremde Flotte, die die Küste blockirt, Juan Fernandez als Stützpunkt für ihre Aktionen, als Kohlenstation, Lazarett, Proviantlager u. s. w. sehr vorteilhaft benutzen. Deshalb soll also die Insel befestigt werden. Die Robinson-Insel ist somit zum Helgoland Chiles geworden. Auf dem vielleicht am meisten profekunmoobenen, weltverlorenen Stückchen dieser profaischen Erde, von dem man buchstäblich sagen kann, daß „es jedes Kind kennt“, werden sich daher in nicht zu langer Zeit drohende Batterien erheben, als charakteristisches Zeichen modernster Kultur.

Vom Büchertisch.

Eine fürstliche Hochzeit in Gegenwart des Kaisers findet in dem soeben erschienenen Heft 25 der „**Modernen Kunst**“ (Verlag von Rich. Bong, Berlin, a Heft 60 Pf.) eine glänzende materielle Verherrlichung durch K. Siemenroth, der im Auftrage des jetzigen Vorkanters in St. Petersburg, des Fürsten Radolin, dessen Trauung mit Comtesse Johanna von Oppersdorf in der Kirche zu Ober-Glogau malte. Diese überaus prächtigen Farbendruck stellt sich eine grandiose Marine von Hans Bohrdt würdig an die Seite. Der Maler schildert den deutschen Biermeister „Peter Mickmers“ in dem Augenblicke, wo es unter vollen Segeln durch die tosenden Fluthen dahinjagt. Ein pietätvoller Nachruf an den jüngst verstorbenen Historienmaler H. Barthmüller wird durch ein Soldatenbild von seiner Hand aus fridericianischer Zeit illustriert. Der Inhalt des glänzend ausgestatteten Heftes ist überaus mannigfaltig und liefert den erneuten Beweis, daß die beispiellosen Erfolge der „modernen Kunst“ als wohlverdiente zu bezeichnen sind.

„Das sind mir böhmische Dörfer!“ pflegt man zu sagen, wenn von Dingen die Rede ist, die man noch nicht gesehen oder gehört hat. Nun, um die „echten“ böhmischen Dörfer kennen zu lernen, lohnt es sich schon, einen Blick über die Grenzen des deutschen Reiches in das befreundete Nachbarland hinein zu thun. In dem neuesten 27. Heft der beliebten illustrierten Zeitschrift „**Mittheilungen**“ (Verlag des Universum, Dresden) führt uns Wolfgang Kirchbach kreuz und quer durchs Böhmerland, die Eigenart seiner Dörfer und deren Bewohner mit gewandter Feder schildernd. Eine werthvolle Ergänzung des Beitrags bilden die von Wihl. Claudius gelieferten 8 Illustrationen, denen im nächsten Heft, welches den Schluß des Textes bringt, eine gleiche Anzahl von der Hand desselben Künstlers folgen soll. — Wir haben schon wiederholt Veranlassung genommen, auf die Vorzüge des genannten vornehmen Familienblattes hinzuweisen, welches durch die Mitarbeiterchaft der allerersten Schriftsteller in literarischer Hinsicht konkurrenzlos dasteht, während der mit kunstgemäßem Blick ausgewählte Bilderdruck eine anerkannte Bierde jedes Heftes bildet. In jeder gebildeten Familie sollte deshalb diese vorzügliche Lektüre zu finden sein.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlaa von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.